

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Er scheint allmonatlich.

1918.



Das Beste am Bauer.

Das Beste am Bauer, — das ist seine Frau!
Ihr Tag wird ihr sauer, — das Blondhaar früh grau;
Fährt der Bauer am Morgen — zum Acker hinaus,
Beginnt auch das Sorgen — der Bäurin im Haus.

In Küche und Keller, — in Scheune und Stall,
Da schafft sie schneller, — sie ist überall.
In Hof und in Garten — weiß auch sie Bescheid,
Mit Händen so harten — flicht noch sie das Kleid.

Und selbst auf dem Acker, — da hilft sie dem Mann,
Sie arbeitet wader — den andern voran,
Und schmerzen vom Rücken — ihr Nacken und Knie,
Wird steif ihr der Rücken, — so murret sie doch nie.

Das Beste am Bauer, — das bleibt seine Frau! —
Nah'n Hagelsturmschauer, — strahlt der Himmel in Blau:
Sie steht ihm zur Seite, — hält treu bei ihm aus,
Das Glück grüßt sie beide, — es wohnt Segen im Haus!

Helene Brehm.

Hein Undögs Vaterlandsopfer.

Skizze von Anna Gade, Bardowiel.

Ostern-Sonnabend, ein herbfrischer Vorfrühlingsstag.
Hein Brodmann, im Dorf gemeinhin Hein Undög
(Taugenichts) genannt wegen seiner verblüffenden Reisterei
im Dummheiteaushecken und seines Zeichens Auf-
jüngung und Universalstaktotum auf Kolkhagens Hof in Holten-
büttel, blieb plötzlich wie angewurzelt mitten auf der Acker-
breite stehen, die Focke voll kräftig duftenden Stalldüngers
bewegungslos in der Hand, und horchte mit sichtlich
Spannung vor sich hin.

Vom fernen Dorf Kirchum trug der Wind über den
Kiefernwald, an dessen Rand die Kolkhagenschen Acker lagen,
zwölf leise verhallende Schläge herüber — die Mittags-
stunde! Bei jedem Schläge nickte Hein zählend mit dem
Kopfe, genau beim zwölften aber warf er mit einem kunst-
voll streuenden Schwung das schwarzbraune Häufchen Dün-
ger aus und spießte die Focke in den Acker.

Wenn man zu seinem Leidwesen ihn auch Hein Undög
nannte, so war er für gewöhnlich doch sehr gewissenhaft.
Seitdem er aber gar zum „Reismieten“ und ähnlichen
Ehrenämtern aufgerückt war, wohnte ein starkes Gefühl
der Verantwortlichkeit in ihm. Früher hatte so etwas der
Großknecht besorgt, aber Wilm Suhrke wollte, ebenso wie
sein Herr, seit Jahr und Tag in Russland, und da ver-
gangenen Herbst auch der jüngere Knecht zum Heeresdienst
einerufen war, waren Hein Undögs Ätten trotz seines
bedenklichen Doppelnamens und obgleich er erst letzte Ostern
konfirmiert war, im Handumdrehen zu schwindelnder Höhe
emporgeschneelt; er war von seinem bescheidenen Aufjüngungs-
posten nicht nur zur Stütze der Hausfrau, sondern des ge-
samten Hofwesens avanciert. Beförderung aber legte Ver-
pflichtungen auf, wer mit ihr nicht wuchs, war ihrer
nicht wert.

Allerdings wurde es Hein zuweilen nicht gerade leicht,
bei günstigen Gelegenheiten darauf zu verzichten, für die
Berechtigung seines Beinamens neue glänzende Beweise zu
erbringen. Aber er sah es ein, an Dummheiten war jetzt
wenig Bedarf, der Ernst der Zeit brauchte Männer. Er

legte daher auch heute in strenger Gewissenhaftigkeit erst
mit dem Glodenschlage zwölf die Focke aus der Hand, um,
wenn auch nicht auf Vorbeeren — die fielen beim Dünger-
werfen nicht ab — so doch auf dem weichen Gras des
Grabens, der sich zwischen Acker und Wald hinzog, zur
Mittagsmahlzeit auszuruhen. Wenn man Punkt sechs vom
Hof gefahren, eine gute Stunde Wegs neben den beiden
schwerbeladenen Fubern einhergetrottet war und, abgerechnet
die kurze Frühstückspause, bis Mittag in den hohen „Kuten-
petterfieseln“ und losem Lande drei Monate alter Stallmist
geworfen hatte, dann wußte man, was man getan hatte.

Ob das Miststreuen und Düngersäen eine Kunst war,
nicht nur eine schwere, sondern auch eine schwierige, wie sein
Herr mal behauptet hatte, konnte Hein nicht beurteilen —
mochte ja sein, woher auch sonst der Name Kunstbänger —
er wußte nur soviel, daß es eine Kunst war, die appetit-
anregend wirkte und bei der man hungrig wie ein Wolf
wurde. Hungrig sein aber war etwas gruselig Angenehmes,
allerdings etwas Angenehmes, das nicht zu lange dauern
durfte, kannte er doch diese sich periodisch wiederholende
Erscheinung nur als einen vorübergehenden Zustand, dem er
bislang noch jedesmal in Kürze und aller Gründlichkeit
ein Ende bereitet hatte.

Und das gedachte er auch jetzt zu tun. Fürsorglich
in seinen Rock gehüllt, stand unter dem Birkengebüsch des
Grabens versteckt ein stattlicher brauner Henkeltopf mit
Klößen und Pflaumen und ausgebratenem Speck bereit und
daneben in einem blau karierten Knüpfstuch ein tüchtiges
Stück Brot nebst einem handfesten Ende Wurst und eine
Kanne mit Kaffee zur Vespermahlzeit. So war die schwie-
rige Ernährungsfrage, die alle Welt zur Zeit beherrschte,
für Hein wenigstens bis zum Abend durchaus befriedigend
gelöst. Er stapfte unternehmungslustig auf den Graben
zu, wuschte unterwegs sich noch die Finger fein säuberlich am
Hofenboden ab — Manieren mußten sein —, hängte den
beiden Pferden fürsorglich die Futterbeutel um und klappte
dann tatendurstig sein Taschmesser auf.

Abgesehen, so ging es ihm plötzlich durch den Sinn, der-
weil er vorsichtig den irdenen Henkeltopf aus seiner Um-
hüllung wickelte, ob die drei lättel Deerns, die seit dem
frühen Morgen so fleißig am Waldrand Reisig gesammelt
und auf einen wadligen alten Kinderwagen geladen hatten,
nicht auch bald Mittag machen wollten? Wahrscheinlich
hatten sie in ihrem Eifer überhört, daß es zwölf geschlagen
hatte.

Er hätte sie gern darauf aufmerksam gemacht. Aber
er konnte sie ja nicht, und für das „Anbinden“ war Hein
Undög nicht, zumal wenn es sich wie hier um Mädchen han-
delte. Drei Stück noch dazu! Deerns waren nicht sein
Fall, in seinen Augen vielmehr eine höchst überflüssige
Einrichtung, die sich der liebe Gott seiner Zeit doch wohl
nicht richtig überlegt hatte. Er, Hein, hatte jedenfalls seine
Erfahrungen. Gieschen Schröder z. B. in Holtenbüttel und
noch einige ihrer Sorte waren ihm ein Brenel. Er hatte
sich sogar schon mal ganz jämmerlich mit ihnen „vertoback“.
Was brauchten sie auch immer Hein Undög hinter ihm her
zu rufen! Da hatte es denn eines Tages mal ganz gehörig
dreizehn geschlagen. Zwar war er, trotzdem sie ihrer vier
gegen einen waren, als Sieger aus dem Kampf hervor-
gegangen, aber getraut hatten sie ihn, daß sein Gesicht
hernad genau so aussah wie die eine Backe des jungen
Militärdoctors, der ihn im vergangenen Jahre mal die
Hand verbunden hatte. Vermutlich war's dem mal ähnlich
ergangen. Seit der Zeit war das Tischtuch zwischen Hein
Undög und der jüngeren Weiblichkeit zerschnitten. An ihn

brauchte der Staat keine spekulativen Zukunftshoffnungen zu knüpfen — heiraten war nicht! So viel stand fest!

Gerade wollte Hein aus diesen betrüblichen Vergangenheitsbildern und wenig erfreulichen Zukunftserwägungen heraus sich einen der dicken gelben Mehlkloße, den er auf sein Taschenmesser gespießt hatte, zu Gemüte führen, als er auf halbem Wege damit innehielt. Was liefen denn bloß die drei lütten Deerns da mit einem Male wie besessen hinter dem Bauernwagen her, der auf dem Heibweg entlang nach Holtensbüttel zufuhr?

Ach, du lieber Gott, um eine Futter-Rübe, die das Gefpann verloren! Hein schüttelte den Kopf. Wie konnte man bloß darum so laufen! Am Ende hatten sie Kaninchen und wollten die Rübe mit nach Hause nehmen.

Einerlei, was ging das ihn auch schließlich an. Aber er lugte trotzdem von neuem so aufmerksam durch die Büsche, daß er seinen Hunger und seinen Klop für den Augenblick vollständig darüber vergaß. Denn die drei kleinen Mädchen, ärmlich aussehende Stadtkinder, hatten sich auch weiterhin an den Walbrand gesetzt, und das größte von ihnen fing an, die Rübe abzuschälen und in kleine Stücke zu zerschneiden. Da ging ihm plötzlich ein Licht auf — sie wollten also die Rübe selber als Mittagbrot verzehren!

Eine rohe Futterrübe! Er ließ vor Staunen den Klop in den Topf zurücksinken. Die konnte man doch nicht essen! Und gleichzeitig kam ein merkwürdiges Empfinden in ihm hoch. Etwas Rätselhaftes. Die Kloße und Pflaumen wollten ihm plötzlich nicht mehr schmecken, und er wußte doch nicht warum. Unausgespakt mußte er die drei Kinder ansehen, wie sie die Rübensstücke gewissenhaft unter sich teilten und gierig daran knappten.

Wenn es auch nur drei kleine Deerns waren, aber darüber kam er nicht weg: bloß so'ne rohe Futterrübe als Mittagbrot.

So viel aber stand fest, sie hatten nichts Besseres! Das Brot, das sie sich wohl mitgenommen, war jedenfalls längst verzehrt, es gab ja heutzutage auch nicht allzuviel davon. Nun quälte sie wohl von neuem heftig der Hunger. Und Hunger konnte wehtun.

Nachdenklich betrachtete er die fremden Stadtkinder. Sie sahen überhaupt nicht aus, als ob sie auch sonst sehr reichlich zu essen bekamen. Die Eltern waren gewiß arm. Arm war er freilich auch, nur daß er an dieser Armut noch niemals Härten empfunden hatte. Aber die Zeiten waren schlimm und ihre Not und Bedrängnis groß, besonders für die Stadtleute, die nicht selber für sich sorgen konnten. Er hatte das oft erzählen hören und mehr als einmal für Frau Kollhagen auch allerlei ländliche Erzeugnisse auf das Landratsamt gebracht, als „Opfer für das Vaterland“.

Aber so eindringlich war ihm die Not der Zeit noch nie vor Augen geführt. Wenn die drei hungrigen kleinen Geschöpfe nicht zufällig Deerns, sondern Jungens gewesen, dann wäre er einfach aufgestanden und hätte sie aufgefordert, mitzuessen. Wenn es auch nur Aufgewärmtes vom Tag vorher war, es würde ihnen doch wohl geschmeckt haben, und wenn er selber mal so viel weniger aß, dann hätte es wohl auch gelangt, denn Kollhagens Mutter, die seine Leistungen kannte, gab ihm stets reichlich mit.

Aber an die drei fremden Mädchen traute er sich nicht heran, nicht für alle Schätze der Welt! Seit dem kritischen Tage mit Vesschen Schröder und Konsortinnen war Hein Unbög ein Pessimist geworden. Deerns waren sein Unheil! Das war so und das blieb so. Er sah es ja auch jetzt wieder. Wenn diese drei ihm auch freilich weiter nichts zu Leide getan hatten, so brachten sie ihn doch um die Freude an seinen Kloßen und Pflaumen! Und was hatte er noch kurz vorher für einen Hunger gehabt! Das heißt, der Hunger war auch noch da, nur daß es ihm mit einemmal nicht mehr schmecken wollte, trotzdem es sein Leibgericht war. Aber ein Bohn padde ihn dabei. Hein glaubte es wenigstens allen Ernstes, daß es so etwas Ähnliches war. Was sollte es sonst auch sein?

Und aus diesem rätselhaften Gefühl heraus erfaßte er plötzlich seinen Penteltopf, nahm aus dem Knüpfstuch auch das Brot und die Wurst, warf einen scheuen Blick zur Seite und schlich im Schutze der Büsche damit an den am Walbrand stehenden Kinderwagen. Er bog das dürre Holz ein wenig auseinander und schob in diese Lücke vorsichtig seinen Topf und das Brot- und Wurstpaket, dann schlich er nach einem erneuten scheuen Blick auf Umwegen an den Aker zurück und nahm sein kunstvolles Geschäft wieder auf.

Er stütete dabei aus Beibesträften aus dem Instinkt heraus, das sah am arglosesten aus. Wer so mit Hingabe

stötete — und Hein Unbög konnte stöten — der dachte an nichts anderes und konnte unmöglich in irgendwelchen Verdacht geraten.

Aber daß Stöten kein absolut verlässliches Mittel war, sollte er zu seinem Schrecken doch bald einsehen, denn es dauerte nicht allzulange, bis er eine leise, zaghafte Stimme hinter sich hörte und das größte der drei kleinen Mädchen, mit einer sichtlichen Scheu lämpfend, auf ihn zukam.

Da war also das Unglück schon! Sie fragte ihn denn auch ohne viel Umschweife, ob er vielleicht derjenige gewesen sei, der ihnen das schöne Essen, das sie, wenn es wirklich für sie bestimmt sei, gern ihrer kranken Mutter mitnehmen möchten, in ihren Wagen gesteckt habe, — oder ob er sonst vielleicht irgend jemand gesehen habe.

Aber weiter kam auch die Kleine nicht, deren Unternehmen die beiden anderen Kinder vom Ranke des Ackers aus mit sichtlicher Spannung zusahen, da fuhr Hein Unbög sie in reichlich barschem Tone an: Was „quatschte“ sie da? Er hatte niemand gesehen! Und er sollte sein Essen in ihren Kinderwagen gesteckt haben? Ne, in so was konnte er sich beherrschen!

„Ja — aber —“ stammelte die Kleine. Und wie sollte es mit dem Topf werden —

Da wurde Hein Unbög wirklich grob, denn bisher war er seiner Ansicht nach nur nicht allzuhöflich gewesen. Aber mit Grobheit kam man bei Deerns seinen Erfahrungen nach in allen Situationen noch immer am weitesten. Daß sie so was nicht noch mal behauptete! Er quälte sich nicht um fremde Deerns und anderer Leute Kinderwagen! Er hatte ihn kaum mal gesehen! Und auch der Pott ging ihn nichts an! Das möchte sie sich gesagt sein und ihn hier jetzt in Ruh' lassen! Und damit warf er von neuem mit einer so gefährlich aussehenden Bewegung eine Forke voll Dünger um, daß die Kleine halb unglaublich und halb erschrocken rückwärts wich. Erst als sie in sicherer Entfernung war, blieb sie noch einmal zögernd stehen: „Herr Landmann“, rief sie zurück, „entschuldigen Sie bitte, aber wenn Sie nun doch vielleicht so freundlich waren, dann danken wir Sie auch vielmals!“

Hein Unbög aber brummte nur undeutlich etwas vor sich hin, freilich ein ganz klein wenig besänftigter. Herr — Herr Landmann hatte sie ihn angeredet, denn seinen Namen kannte sie ja nicht. Er redete sich unwillkürlich in die Höhe. Das war das erste Mal, daß ihm das passierte! Ja, Stiefel machten Leute! Herr Landmann — er wiederholte es unwillkürlich leise. Das klang ganz anders als das spöttische Hein Unbög der Holtensbüttler Dorfjugend. Nur schade, daß sie es nicht gehört hatten! Aber man sah doch, es gab auch höfliche Deerns! Und Hein Unbög stötete plötzlich noch viel kräftiger in den goldigen Frühlingstag.

Er war überhaupt mit einemal so vergnügt und wußte selbst nicht warum. Vielleicht weil morgen Ostern war. Unbändig vergnügt war er, trotzdem ihm ganz jämmerlich in der Magenregion wurde und vor Abend keine Aussicht war, diesem Zustand abzuweichen. Was er empfand, das war schon kein gewöhnlicher Hunger mehr, so ähnlich mußte das Verhungern sein! Wenn er jetzt mit einemal bloß drei Jahre älter gewesen, dann hätten die Feinde aber was erleben können! Vorläufig aber war er ja leider noch kein Soldat, war er noch immer nichts als — Hein Unbög aus Holtensbüttel.

Besonders heute abend würde er es wieder sein, heut abend, wenn das Kapitel von dem fehlenden Penteltopf zur Sprache kommen würde, — dem Topf, der „unterwegs entzwei gegangen war“.

Aber er hatte keine Angst und lachte still vor sich hin, — einmal Hein Unbög mehr oder weniger!

Mit unentwegter Vergnügtheit streute er seinen Dünger zu Ende und rüstete, nachdem sein Tagewerk gewissenhaft vollendet war, sich für den Heimweg. Er spannte, noch immer lustig stötend, die Pferde vor und ging dann auf den Graben zu, um seinen Rod und seine Kaffeekanne zu holen.

Gerade wollte er sich danach bücken, da stand er für einen Augenblick wie eine Bildsäule, — so regungslos vor Überraschung, daß er sogar mit seinem Stöten vollständig aus dem Text kam.

Es war zwar nichts Gefährliches, aber etwas, was Hein Unbög auch bislang in seinem Leben noch nicht vorgekommen war — auf seiner Zoppe lag ein kleiner Strauß von rosigen Osterblumen und blauen Waldveilchen.

Wie alt sind die Bauernregeln?

Kulturgeschichtliche Studie von Dr. Johannes Kleinpaul.

In jetziger schwerer, ernster Zeit, wo jeder glücklich ist, wenn er einen Garten oder ein Feldstückchen hat, wo man Ziergärten und öffentliche Anlagen in Ruhgärten umwandelt und wo wir alle auch das Gedeihen der Saaten und Pflanzungen auf den weiten Feldern, draußen vor der Stadt, mit aufmerksamen Erntesorgen und Hoffnungen begleiten, gewinnen für eine größere Allgemeinheit auch die alten Bauernregeln wieder ein lebhafteres Interesse. Mancher, der sie jahraus jahrein in Kalendern und Tageszeitungen gesehen — aber überschlagen — hat, fragt sich wohl jetzt, was es damit eigentlich für eine Verwandnis hat. Woher stammen sie, was haben sie für Wert, wie alt sind sie? Gerade in den durch eine ganz besonders ungewöhnliche Witterung ausgezeichneten Kriegsjahren, in den kommenden Frühjahr- und Sommermonaten, wo auch da draußen auf unsern friedlichen Fluren alles zur Entscheidung drängt, wird man besonders scharf auf die verschiedenen Bestände und die von ihnen abgeleiteten Regeln, die sich mit den Witterungsveränderungen und mit den Ernteaussichten beschäftigen, achten: dadurch gewinnen alle diese Fragen eben jetzt ein gesteigertes Interesse.

Sie sind nicht so ohne Weiteres zu beantworten. Die Bauernregeln sind zum mindesten schon so lange bekannt, als es gedruckte Kalender gibt. Alljährlich, so oft ein neuer Kalender herauskommt, werden sie neu gedruckt, und auch die Zeitungen veröffentlichen regelmäßig eine Auslese aus ihrer großen Zahl, je nachdem die besonderen Witterungsverhältnisse das angezeigt erscheinen lassen; besonders die „Heimatblätter“ beschäftigen sich gern mit ihnen. Oberflächliche Leser freilich — „die zu nichts Zeit haben“ — behaupten, daß sie ihnen nichts abgewinnen können. Sie bezeichnen sie als Überbleibsel einer längst überholten Zeit, für deren altväterischen, hausbadenen Witz und Geschmack „man“ heutzutage nichts mehr übrig hat. Andere aber erkennen und schätzen diese anspruchslose vollstündige Weisheit als lebendige Zeugen eindringlicher Naturbeobachtung und der humorvollen Anschauungsweise unserer Vorfahren. Freilich muß man, um das recht zu würdigen, Ruhe und Gelegenheit haben, allen jenen Dingen: Witterung und Wetter, Tier- und Pflanzenwelt und ländliches Leben — von denen in den Bauernregeln die Rede ist, selber mit gleich inniger Liebe und Aufmerksamkeit nachzugehen; und daran fehlt es heute, selbst auf dem Lande, häufig an Zeit. Daran läßt sich aber auch schon bis zu einem gewissen Grade ermeßen, wie weit die Entstehung der Bauernregeln zurückzuführen sein mag.

Ein anderes Merkmal sind die Reime. Sie erinnern noch an eine weit zurückliegende Vergangenheit, in der unser Volk alles, was ihm wichtig und bemerkenswert erschien, in gebundener Form brachte. Denn Gereimtes läßt sich leichter merken als — Ungereimtes! Auch das würde heutzutage keinem Menschen mehr einfallen, über solche einfältige, schlichte Beobachtungen sich tiefere Gedanken und nun gar Verse zu machen. Wer so denkt, übersteht indessen den dauernden Fortschritt der Zeit, und was früher wichtig und bedeutungsvoll war, was heute überholt und unwichtig geworden ist, — wenigstens für weite Kreise unseres Volkes, die sich weniger an eigene, persönliche Erfahrungen als an die Ergebnisse und Ermittlungen exakter wissenschaftlicher Beobachtung halten, an denen sie aber selbst in keiner Weise schöpferisch teilhaben.

An den alten Bauernregeln aber hat wohl unser ganzes Volk der Dichter und Denker seinerzeit mitgearbeitet. Sie sind nicht das Erzeugnis geistreicher einzelner, das bezeugt schon ihr Name. Ihr ganzer Reiz, den sie jetzt noch für viele unter uns haben, beruht gerade auf ihrer natürlichen Frische und Ursprünglichkeit. Es ist glücklicherweise nie versucht worden, über ihre ländlich-bäuerliche Herkunft hinwegzutäuschen und ihnen einen vornehmeren Stammesbaum zuzulegen. Auch die schlichte Aufmachung in gereimter Form ist ein sicherer Zeuge beträchtlichen Alters. Daß die Verse, im einzelnen betrachtet, sehr ungleich in ihrem Werte sind, kann hierbei nicht allzubiel besagen. Manchmal haben es sich diese unbekannten alten „Dichter“ in der Tat gar zu leicht gemacht. Es ist keine besondere Kunst, Regen—Segen, regnet—segnet, Sonne—Wonne, sonnig—wonnig, miteinander zu reimen, und man hat davon etwas reichlich viel Gebrauch gemacht. Indessen auch im Reizen gibt es Spreu, und wenn wir die Spreu zwischen diesen

Bauernregeln weglegen, bleibt manches goldene Korn, das um so heller glänzt und uns manchmal nach seitenlanger langweiliger, kümmerlicher Zeitungslektüre plötzlich herzerquickend entgegenlacht und in trüben Tagen mit einem Male wieder froh und hoffnungsvoll macht.

Weitere Beweise für ein z. T. sogar erhebliches Alter werden genauere Kenner der Kulturgeschichte unseres Volkes in allerlei tieferen und verstedteren Beziehungen erblicken. Da ist z. B. in sehr vielen Bauernregeln nicht vom Tage, sondern von Nächten die Rede. Die Nacht, die den lichten Tag gebär, hatte nach der Anschauung unserer Vorfahren in weit zurückliegender Zeit etwas besonders Weihevollstes, was heute noch manche ältere Bezeichnungen in den Kalendern — und damit auch noch in unserm alljährlichen Erleben — bezeugen — wir sprechen von der Christnacht und von „Fastnacht“, von der Walpurgisnacht, Johannisnacht, Andreasnacht und Silvesternacht, von den „Zwölf Nächten“ und noch manchen andern durch alte Überlieferung ehrwürdigen und geheiligten Nächten! Heute noch gelten diese Nächte in unserm Sprachgebrauche vielfach mehr als der ihnen folgende, z. T. völlig belanglose Tag!

In Verbindung damit wäre als weiterer Zeuge hohen Alters auch die in den Bauernregeln vielfach zutage tretende Zahlensymbolik zu erwähnen.

Was Mattheis und Sankt Peter macht,
So bleibt es noch durch vierzig Nacht.

Besonders die 40, eine uralte Fristbestimmung, und die „sieben Wochen“ spielen dabei die Hauptrolle.

Ein anderes Fröbchen halb oder ganz vergessener, alter Kultur rückt uns eine der vielen Bauernregeln vom Tage Mariä Reinigung (2. Februar) vor Augen. Sie lautet:

Lichtmeß! Bei Tage eß!
An Spindel und Kunkel vergeß!

Das erinnert daran, daß unsere Vorfahren im Mittelalter ihre Hauptmahlzeit erst nach vollbrachtem Tagewerk, in der Vorabendstunde, einzunehmen gewöhnt waren. Vom Tage Mariä Lichtmeß ab hatten sie sich aber nun so einzurichten, daß sie mit ihrer Arbeit bei natürlichem Lichte fertig wurden und auch noch vor Einbruch der Dunkelheit essen konnten. Mariä Reinigung bezeichnete also den Beginn der mittellalterlichen „Sommerzeit“. Deshalb wurden auch an diesem Tage die Gerätschaften, mit denen sich Winters über die Frauen an den langen Abenden am Herde beschäftigt hatten, Spindel und Kunkel in die Ecke gestellt und bald „vergessen“, weil es nun wieder draußen in Garten und Feld genug zu tun gab.

Von besonders eigenartiger kulturgeschichtlicher Bedeutung ist aber auch die Bauernregel vom Matthiastage, dem Schalttag. Kaiser Lothar II. brachte die Gebeine dieses Heiligen, der an die Stelle des Judas Ischariath in der Reihe der Jünger Jesu trat, nach Goslar, und so wurde Matthias der älteste Schutzpatron des dortigen ältesten Bergwerks des Deutschen Reiches und auch der schönen Stadt. Namentlich sein in Silber gefaßtes Haupt war eins der kostbarsten Kleinode im Goslarer Dom. Damit zog die Domgeistlichkeit alljährlich an seinem Ehrentage (24. Februar) durch die Stadt und manchmal auch sonst noch weit umher. Sechzehn Träger trugen die heiligen Reste in schweren silbernen Schreinen. Im Jahre 1100 fand aber der Umzug ein schlimmes Ende. Auf der Höhe des Nonnenberges überfiel Widukind von Wolfenbüttel mit einer Bande Strauchräuber unversehens die fromme Pilgerschar, um ihnen ihren Schatz zu rauben. Da wußten die Träger kein anderes Mittel, als daß sie die beiden Särge flugs in den Stadtgraben warfen, und siehe da! Es geschah wie in der Bauernregel:

Mattheis — bricht's Eis,
Find't er keins,
Dann macht er eins.

Denn die silbernen Schreine ruhten verborgen unter einer durchschmolzenen oder ebenso rasch neu gebildeten Eisdecke. Auf Grund dieser Begebenheit soll das eigenartige Merkwort entstanden sein, und daß der Matthiastag ein kritischer Tag in dieser Hinsicht ist, wird auch noch durch manches andere, Ähnliche bestätigt.

Diese Bauernregel ist, soweit wir wissen, die einzige, deren Herkunft und Alter sich einigermaßen genau bestimmen läßt. Vor dem Jahre 1100 kann sie nicht gut entstanden sein, möglicherweise aber auch nicht viel später. Manche andere mögen aber aus den angeführten Gründen auf noch weit spätere Zeiten zurückgehen.

Schutz unsern Eulen.

Es hieße wirklich Eulen nach Athen tragen, wenn man noch von dem außerordentlichen Nutzen dieser nächtlichen Vögel sprechen wollte. In jeder Naturgeschichte kann man darüber nachlesen, an dem Ristplatz unserer Schleiereule, unter dem Horstbaum des Walblausers kann man sich ohne weiteres davon überzeugen, daß die Eulen die besten Bundesgenossen des Landwirts und Forstmanns im Kampfe gegen das schädliche Ungeziefer sind. Und wenn auch in einzelnen Fällen mancher Übergriff vorkommen mag, und hier und da eine Eule dabei ertappt wird, wie sie einen Meinvogel jängt oder einen Junghasen schlägt: dem allgemeinen großen Nutzen des Eulengeschlechts tut das wahrhaftig nicht den geringsten Abbruch.

Einzig den mächtigen Uhu nehme ich aus; dieser ist in der Tat ein böser Geselle. Wenn er Junge hat, schleppt er seinem Horst eine große Menge von Hasen, Rebhühnern und andern nützlichen Wildbret zu, und der Jäger wird ihm mit Recht nachstellen. Aber was geht uns heutzutage, wenigstens in unserem engeren Vaterlande, der Uhu noch an! Er ist so ziemlich ausgerottet bis auf ein oder das andere Paar, das in den Sandsteinwänden der Sächsischen Schweiz oder den Lausitzer Bergen noch horstet. Wenn es der Forstmann über sich gewinnt, diesen letzten Rest eines in ganz Deutschland außerordentlich seltenen Vogelgeschlechts nicht abzuschließen — aller Ehren wert! Dann mag seine Milde durch das Bewußtsein belohnt werden, einem fast ausgerotteten Tiere, einem Naturdenkmal, ein Asyl zu gewähren. Vielleicht schült auch den Uhu der hohe Wert, den seine aufgezogenen Jungen für die Ausübung der Hüttenjagd besitzen, vor völliger Vernichtung.

Aber was hat man gegen die anderen Mitglieder des Eulengeschlechts? Warum sind auch sie, die Mäuse-, Ratten- und Hamsterjäger, die Insektenvertilger, in mancher Gegend so seltener geworden? An erster Stelle wieder die Schiefwut — fast keine größere Jagd, ohne daß nicht auch ein paar aufgeschreckte Eulen erlegt würden. Oder auf dem Anstand war's diesmal nichts, vielleicht hatte der Bod vorzeitig Wind bekommen, oder den Auerhahn hatte der Schläke in der graulichten Morgendämmerung gefehlt: da kommt mit lautlosem Fittich ein Kanx oder eine Waldbrehle herbei — herunter mit dir, du Unglücksvogel! Der Kehpösten oder das Schrot muß zum Gewehrbau hinaus, und irgendein Ziel muß der mißmutige Schläke doch haben! Auch bei der Dühnerjagd werden oftmals Eulen erlegt, z. B. Sumpfohreulen, die im Herbst meistens in größerer Gesellschaft reisen und nun mit aufgeschreckt werden. Man sehe doch die Schußlisten durch, die von den Jagdschützvereinen veröffentlicht werden — sind da nicht oft über hundert nützliche Eulen mit unter dem „Raubzeug“ angeführt! Oder glaubt jemand, das seien alles jagdfeindliche Uhus; nicht ein einziger ist mit darunter! Man werfe einen Blick auf die ausgestopften Trophäen in der Wohnung vieler Jäger; man sehe sich in den Naturalienhandlungen um: immer wieder begegnet man unsern nützlichsten Vögeln.

Weiter fehlt es den Eulen in unsern modernen Forsten oftmals an einer passenden Wohnung. Höhlenbrüter sind es, und bei diesen ist die Wohnungsnot groß; denn die überständigen Bäume mit ihrem hohlen Stamm, ihrem wertvollen Holz sind der Forstwirtschaft heutzutage ein Greuel; weg mit ihnen! jüngerem Nachwuchs müssen sie weichen. Möge man sich doch recht bald, wie es schon hier und da geschieht, überall eines Besseren besinnen und ein oder dem andern alten Überständer noch ein paar Jahre Gnadenfrist gewähren, daß zahlreiche Bruten im Innern seiner Stammhöhlen und Astlöcher großgezogen werden können! Auf dem Lande bewohnt die Schleiereule, auch das Steinfänzen, gern die Dachräume alter hochgiebliger Wohn- und Wirtschaftsgebäude, einen verfallenen Schuppen, ein Ristloch in einer Mauer, den Dachboden von Kirchen und altert grauen Schlössern, verwitterte Ruinen u. dgl. Mit solch altem Gerümpel aber hat die Neuzeit in vielen Dörfern und kleinen Städten gründlich aufgeräumt; die moderne Landwirtschaft läßt kein Plätzchen mehr unbenuzt, und städtisch richtet sich der Bauer ein. In der kalten, nüchternen Wohnung ist aber kein Raum mehr für die großartige Freundin; man braucht sich auch nicht mehr beim Mäusevertilgen durch sie unterstützen zu lassen, da hat man modernere Mittel.

Und das gibt auch viel zu denken! Ich meine die vergifteten Körner, die auf den Acker gestreut werden, um die

kleinen Rager in Massen zu morden. Wieviel natürliche Mäusevertilger, Säugetiere wie Raubvögel, dabei mit zugrunde gehen, wenn sie von den vergifteten Kadavern fressen, das entzieht sich der Beurteilung völlig, und daran denkt gewiß nur selten jemand. Und weiter der Typhusbazillus, mit dem man neuerdings unter den Mäusen ausräumt und ganz gewiß manchen Schaden abgewendet hat! Aber wie? wenn in einem großen Landstrich nun alle oder fast alle Mäuse vernichtet würden! Da müßten natürlich, vom Hunger getrieben, die Eulen und andere Räuber sich auch auf nützliche Tiere stürzen. Und die Folge? Dann würde es heißen: weg mit diesen mordlustigen Strauchrittern! Und so ging das rollende Rad der Vernichtung weiter und weiter, bis von den lebenden und fühlenden Wesen der Mensch noch allein wäre und — das Ungeziefer im Feld und Wald; denn das erholt sich doch wieder, so sehr man ihm auch zusetzt. Aber die treuen Bundesgenossen im Kampf gegen die kleinen graufälligen Rager und die Insekten, z. B. den Fuchs, das Wiesel, den Igel und alle Raubvögel, an erster Stelle aber die Eulen, mit einem Wort: alles, was man so geringschätzig „Raubzeug“ nennt, das wäre auf immer dahin, ihre nützbringende Arbeit sowohl wie die Freude, ihrem Leben und Treiben zu lauschen, und letzteres ist vielleicht noch mehr wert. Wehe, wenn die Einsicht zu spät kommt! Martin Braef.

Umschau.

Von den Wundern des Apfels. Der Apfel, der bei vielen deutschen Festen und ganz besonders zu Weihnachten eine wichtige und legendenreiche Rolle spielt, wurde in unseren Volksüberlieferungen mit vielerlei Geschichten und angeblichen Wunderkräften bedacht, von denen O. Karrig in Niedersachsen einiges berichtet. Die Volksverehrung für den Apfel ist uralte und geht auf den altgermanischen Glauben zurück, nach welchem die Götter nach dem Genuß von Äpfeln, die ihnen Iduna, die Göttin der Jugend, gereicht hatte, ewige Jugend und Schönheit erhalten sollten. Ebenso war der Glaube verbreitet, daß die im Kampfe gefallenen Helden in Walhalla die Äpfel der Iduna genossen, wodurch ihnen eine unzerstörbare Kraft verliehen wurde. Der Apfel war demnach den Germanen eine heilige Frucht, seine Verehrung dauerte bis heute fort und hat sich nicht nur in Weihnachtsitten, sondern in zahlreichen anderen Volksüberlieferungen erhalten. Viele dieser medlenburgischen Überlieferungen gehören in das Gebiet der Volksmedizin. Sie legt dem Apfel wunderbare heilspendende Kräfte bei, besonders sollte diese Frucht befähigt sein, die Gicht zu heilen. Nach einer alten medlenburgischen Volksüberlieferung soll der Kranke zu einem Apfelbaum gehen, einen Zweig in die Hand nehmen und sprechen: „De Gicht plagt mi, — Zid bed' dich an — Un ja dorvon.“ Ebenso ist auf dem Lande noch der Glaube verbreitet, daß Warzen sich durch Äpfel entfernen lassen. Zu diesem Zweck muß man den Apfel zer schneiden, die Warzen mit den einzelnen Stücken dreimal bestreichen, hierauf den Apfel wieder zusammenlegen, ein Band um ihn knüpfen und ihn an einen Ort werfen, wo weder Sonne noch Mond scheint. Wenn dann der Apfel vermodert, sollen zu gleicher Zeit auch die Warzen verschwinden. Ein anderer Aberglaube schreibt dem Apfel wieder die Kraft zu, vorbeugend gegen das kalte Fieber zu wirken. Als heilig gilt auch die erste Frucht, die ein Apfelbaum ansetzt, und ein junger Apfelbaum kann nicht weiter gedeihen, wenn der erste Apfel aus seinen Zweigen gestohlen wird. Auch als Orakelspender wird der Apfel in den medlenburgischen Überlieferungen geehrt. Um die Ereignisse der Zukunft zu erforschen, soll man sich selbst am Altjahresabend Apfelschalen rückwärts über den Kopf werfen, und aus der von den Streifen beim Niederfallen gebildeten Form kann man dann Schlüsse auf die Gestaltung der Zukunft ziehen. Nach einem anderen Glauben erhält diejenige Person, die einen Apfel zu schälen vermag, ohne daß dabei die Schale zerreißt, ein neues Kleid zum Geschenk. Gleichmäßig verbreitet in allen Dingen in Deutschland ist die Bedeutung des möglichst rotwangigen Apfels als Schmuck an den grünen Zweigen der Weihnachtstanne. Auch hier handelt es sich wohl um einen Nachklang an den altgermanischen Götterglauben, denn wie einst die Götter den Menschen, denen sie zugetan waren, goldene Äpfel und Rüsse spenden sollten, so hat das Christkind diese Aufgabe von ihnen übernommen.